Unsere Stadtvögel im Wandel der Zeit

Autor(en): Martin Schwarz

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1966

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/b01f7912-4630-4909-9bf3-2c47cfcc94a2>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Unsere Stadtvögel im Wandel der Zeit

Von Martin Schwarz

Es sind nun schon mehr als 25 Jahre verflossen, seit Dr. Hans Noll im «Basler Jahrbuch» (1940, S. 42—67) in anschaulicher Weise über die Vogelwelt unserer Stadt auf Grund eigener Beobachtungen berichtete. Seine Ausführungen wurden 1949 durch einen ausführlichen Artikel von Hans-Eduard Riggenschach in der Zeitschrift «Der Ornithologische Beobachter» (46. Jahrgang, S. 3—13) ergänzt und erweitert, indem der Verfasser auf eigene Beobachtungen seit 1912 und auf Angaben von Gewährsleuten seit 1876 zurückgriff. Da nach diesen Publikationen eine stürmische Abbruch- und Bautätigkeit einsetzte, verbunden mit einer ungeahnt raschen Entwicklung von Industrie und Verkehr, verändert sich heute auch die Zusammensetzung von Tier- und Pflanzenwelt in so beschleunigtem Tempo, daß der Beobachter kaum Schritt halten kann mit seinen mühevollen und zeitraubenden Untersuchungen über die zahlenmäßigen Veränderungen und das Verschwinden und Neuauftreten der verschiedenen Vogelarten. So muß denn notgedrungen auch in diesem Artikel manche Angabe etwas unbestimmt formuliert bleiben und da und dort wohl später eine kleine Korrektur nötig werden. Trotzdem scheint es mir angezeigt, nicht länger zuzuwarten mit der Bekanntgabe der Feststellungen aus den letzten Jahren; um so mehr, als es gilt, über so manche bedenkliche Entwicklung nachzudenken und womöglich zu versuchen, sie in bessere Bahnen zu lenken. Denn leider sind die meisten Veränderungen in der Tier- und Pflanzenwelt in den letzten Jahren für den Naturfreund schmerzliche Verluste, und man sollte alles versuchen, unsern Mitgeschöpfen wo immer möglich die weitere Existenz zu sichern.

Daß der Mensch im technischen Zeitalter seine natürliche Umwelt weitgehend zerstört, ist ein so ernstes Problem, daß sich nicht nur eine kleine Gruppe altmodischer und sentiment-

taler Naturschwärmer damit befassen sollte, sondern es muß — wenn wir aus den bisherigen Erfahrungen lernen wollen — eine vordringliche Aufgabe der ganzen Menschheit sein, die Gefahren mit offenen Augen zu sehen und ihnen bestmöglich zu begegnen. Auch wir Menschen sind ja Geschöpfe der Natur, in körperlicher und seelischer Beziehung, und unterliegen denselben biologischen Gesetzmäßigkeiten wie Tiere und Pflanzen. Denken wir nur an die Bedeutung, die sauberes, klares Wasser für Mensch und Tier hat. Als die Biologen auf die verheerenden Einflüsse der einfachen Ableitung der Abwässer in die Flüsse und Seen hinwiesen und die Sportfischer sich über die Beeinträchtigung des Edelfischbestandes beklagten, belächelte man die einen als weltfremde Spezialisten, denen der Blick für die großen wirtschaftlichen Belange der Menschheit abgehe, während man die andern als eine unbedeutende kleine Gruppe betrachtete, die in ihrer Vermessenheit von Staat und Industrie Opfer verlangte, um weiter ungestört ihrem Hobby frönen zu können. Wie rasch aber entwickelte sich die Abwasserfrage zu einem Hauptproblem unserer Zeit! Wie die Gewässerverschmutzung, so sind Luft- und Bodenverseuchung durch Abgase, Insektizide und radioaktive Abfälle, Versteppung und Bodenerosion durch rücksichtslose Nutzung von Wasser und Boden Gefahren, die zuerst die Existenz gewisser Tier- und Pflanzenformen bedrohen; doch allzurasch sind es nicht «nur Tiere und Pflanzen», sondern wir Menschen, die dadurch gesundheitlich und wirtschaftlich schwer geschädigt werden. Es mehren sich aber auch die Anzeichen dafür, daß die Zerstörung des natürlichen Lebensraumes und die damit in Wechselwirkung stehende «Vermassung» das seelische Gleichgewicht des Menschen in bedenklicher Weise beeinträchtigen.

So ist es gewiß kein verschwenderischer Luxus, wenn man versucht, gerade der Stadtbevölkerung soviel von den ursprünglichen Natur- und Kulturwerten zu erhalten, als nur irgend möglich ist. Je weiter sich Technisierung und Rationalisierung entwickeln, um so mehr müssen die Bestrebungen von Natur- und Heimatschutz ernst genommen werden.

Wenn ich im folgenden von Stadtvögeln spreche, so be-

schränke ich mich räumlich auf die dicht besiedelten Gebiete im Umkreis von zwei Kilometern um das als Zentrum gewählte Münster. In diesem etwas über 12½ Quadratkilometer umfassenden Kreis liegen als größere Grünflächen der Zoologische Garten sowie Margreten-, Schützenmatt- und Kannenfeldpark. Da unsere Zone beim Badischen Bahnhof und im Gundeldinger Quartier endet, liegen die Langen Erlen und die locker überbauten Stadtteile auf dem Bruderholz außerhalb unseres Gebietes. Mit einer derartigen Umgrenzung läßt sich mit mehr Berechtigung von «Stadvögeln» sprechen, als wenn wir die politischen Grenzen der Stadtgemeinden wählen würden und damit mancherlei biologische Grenzfälle und Zufälligkeiten in Kauf nehmen müßten. Außerdem müssen wir den Begriff «Stadvogel» auf unsere eigentlichen «gefiederten Mitbürger», d. h. die in unserm Gebiet *brütenden* Arten beschränken. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht auch die verschiedenen Gäste unser Interesse verdienen, die unsere Stadt vorübergehend im Frühling und Herbst auf ihrem Zug besuchen oder als «Wintergäste» hier die kalte Jahreszeit verbringen. Zumal unter den Wintergästen gibt es Arten, die sich so an das menschliche Getriebe angepaßt haben und von den städtischen Verhältnissen profitieren, daß man sie mindestens als «Einwohner» den mehr oder weniger zufälligen kurzfristigen «Besuchern» unter den Durchzüglern gegenüberstellen kann. Wer könnte sich unsern winterlichen Rhein ohne die lebhafteste Schar der Lachmöwen vorstellen, und wen freut nicht das bunte Treiben der Kostgänger am Futterbrett, zumal wenn sich ferne Gäste wie Erlenzeisige oder Bergfinken zum heimischen Meisen- und Finkenvolk gesellen. Eine kleine Sensation bedeutet es, wenn sich an den Beerensträuchern unserer Anlagen gar eine Schar hochnordischer Seidenschwänze einfindet, wie es im Winter 1963/64 der Fall war, oder wenn in richtigen Eiswintern allerlei seltene Wasservogel von den gefrorenen Stauseen den städtischen Rhein beleben.

Genügt es für diese zeitweisen Einwohner der Stadt, daß sie hier ihre Nahrung finden und sich einigermaßen an das Menschengetriebe gewöhnen können, so sind unsere Brut-

vögel in weit stärkerem Maße von den besonderen Lebensbedingungen der Stadt abhängig. Sie müssen vor allem geeignete Nistmöglichkeiten finden und natürlich den Nahrungsbedarf nicht nur für sich, sondern auch für die hungrigen Schnäbel einer mehr oder weniger zahlreichen Nachkommenschaft decken. Und als an ein enges Brutrevier gebundene «Bürger» müssen sie sich viel weitgehender an Lärm und Betrieb des Menschen gewöhnen als die reinen Gastvögel. Es sind also drei Hauptfaktoren, die bestimmend dafür sind, welche Arten unsere Stadt bewohnen: 1. das Nahrungsangebot, 2. die Nistmöglichkeiten, 3. die Anpassungsfähigkeit der Vogelart an die Unruhe und das menschliche Getriebe des Stadtlebens. Die Stadtvogelfauna ist jedoch nicht einfach eine Auslese besonders anpassungsfähiger Vogelarten der Umgebung, die trotz der Überbauung und der widrigen Umstände menschlicher Massenentwicklung hier ausgeharrt haben. Gewiß mag ein derartiges passives Ausharren im angestammten Wohngebiet vorkommen, wenn sich die locker überbauten Außenquartiere der Stadt allmählich weiter und weiter in die vorher bäuerliche Umgebung ausdehnen. Typischer für die Entstehung der Stadtvogelfauna ist jedoch sicher die aktive Einwanderung von Vogelarten in die Städte. Das folgt schon aus der historischen Entwicklung der alten Städte. Die eng ummauerte mittelalterliche Stadtsiedlung mit ihrem Gewirr schmaler Gassen und Gäßchen und dichtgescharter Häuser aus Stein und Holz bildete einen derart starken Kontrast zur umgebenden Feld- und Waldlandschaft, daß auch ihre Vogelwelt einen durchaus eigenen Charakter tragen mußte. Die Stadt war damals fast ausschließlich das Wohn- und Brutgebiet der an und in Gebäuden brütenden Arten, von Vögeln also, die zumeist ursprünglich an Felswänden und in Felshöhlen nisteten. Für diese waren die zahlreichen Mauer- und Dachluken ein Ersatz für die Felsnischen unserer Flühe. Zum Nahrungserwerb konnten diese Vögel viel leichter als heute die ländliche Umgebung aufsuchen, so daß diese das Nährgebiet, die Stadt hingegen vorwiegend das Nistgebiet darstellte. Obwohl heute mit der Vergrößerung der Städte dieses Hin- und Herwechseln erschwert ist, bilden

diese ursprünglichsten Stadtvögel immer noch einen wesentlichen Bestandteil der Basler Vogelfauna. Verschiedene Paare des *Turmfalken* brüten alljährlich an Kirchtürmen und andern dominierenden Bauten, und an den gleichen Stellen finden sich bescheidene *Dohlenkolonien*. Sehr zahlreich sind immer noch die düster gefärbten *Mauersegler* oder *Spyren*, die so oft mit Schwalben verwechselt werden, wenn sie mit schwirrendem Flügelschlag und wendigem Gleiten hoch über der Stadt der Insektenjagd obliegen oder sich mit schrillen Rufen den Hauswänden entlang und um die Dachgiebel verfolgen. Allerdings sind in den letzten Jahren die Schwärme über unserer Stadt deutlich kleiner geworden. Das ist nicht verwunderlich, wenn wir bedenken, wie wenig Niststellen unsere modernen Wohnblöcke und Hochhäuser unsern *Spyren* bieten gegenüber den alten Liegenschaften mit ihren Ziegeldächern und Dachhimmeln. Die Vergrößerung der Stadt selbst ist für diese fabelhaften Flugkünstler ohne Bedeutung, denn das Jagdgebiet der Segler ist von jeher so weiträumig gewesen, daß sie je nach Wetterlage die geeignetsten Stellen in kilometerweiten Entfernungen aufsuchten. So erscheint der Himmel über unsrer Stadt zeitweise völlig leer von *Spyren*, während es Minuten später wieder von ihnen wimmelt. Der Oltinger Lehrer Emil Weitnauer konnte in jahrelanger Forscherarbeit, bei der Flugzeug, Luftballon und Radarapparate eingesetzt wurden, sogar den Beweis erbringen, daß der nichtbrütende Teil einer Seglerkolonie tatsächlich die ganze Nacht in hohen, warmen Luftschichten schwebend zubringen kann!

Ist der Mauersegler noch ein sehr zahlreicher Bewohner der Innerstadt, so sind die wenigen *Mehlschwalben*, die mit Zähigkeit bis in die letzten Jahre an ihren Nestern im Stadtzentrum in Rheinnähe (z. B. Freie Straße, Greifengasse) festhielten, hier anscheinend doch völlig verschwunden, und auch an der Peripherie unseres Gebietes (Badischer Bahnhof) ist ihr Bestand stark zurückgegangen, zum Teil vielleicht, weil die Vögel das günstige Nestbaumaterial, feuchten Straßenkot, nicht mehr beschaffen können. Zum Teil ist auch die naturferne und nüchterne Einstellung mancher Haus-

besitzer und Mieter am Rückgang mitschuldig; denn der aufgeklärte Städter sieht in den Schwalben kaum mehr die Glücksbringer und nützlichen Mückenvertilger, denen man willig Gastrecht gewährt, sondern lästige Eindringlinge, die Schmutz verursachen und womöglich Ungeziefer mit sich bringen. So ist mancher nur allzu bereit, ein Schwalbennest am Haus zu entfernen. Der Name Stadtschwalbe, den unser Mehlschwäbchen auch noch trägt, ist heutzutage also kaum mehr berechtigt. Erst recht ist natürlich die *Rauchschwalbe* oder Dorfschwalbe aus der Stadtvogelliste zu streichen. Ebenso dürfte die streng nächtlich lebende *Schleiereule* aus dem eigentlichen Stadtgebiet verschwunden sein. Sie hatte ehemals, als infolge der primitiven Vorratshaltung und der mangelhaften Abfallbeseitigung noch Heerscharen von Mäusen und Ratten unsere Städte bevölkerten, ergiebige Nahrungsquellen, und an Niststellen war in den alten Gebäuden auch kein Mangel.

Ein echter ehemaliger Felsbrüter, der zum ausgesprochenen Haus- und Stadtbewohner wurde, ist der düster schwärzlich gefärbte *Hausrotschwanz*, der wie sein bunter Vetter, der Gartenrotschwanz, bei jeder Erregung ein charakteristisches Zittern mit dem rostroten Schwanz zeigt. Er ist im Gegensatz zum Mauersegler streng ortsgebunden, d. h. er sucht seine Insektennahrung im Brutrevier in der Dächerregion der Innerstadt. Während er in den Außenquartieren immer noch ein sehr häufiger Brutvogel ist, hört man seine kratzende und doch so anheimelnde Liedstrophe, die früher allenthalben als erster Vogellaut in der noch nachtdunkeln Stadt ertönte, heutzutage im Stadttinnern nur noch sehr einzelt. Auch wenn man in Betracht zieht, daß mit dem Abbruch alter Liegenschaften manche günstige Brutstelle verschwunden sein dürfte, ist das Ausmaß des Rückgangs doch so stark, daß noch andere Ursachen mitwirken müssen. Sollte wohl die Luftverschmutzung durch den fettigen Ruß der zahllosen Ölheizungen, der sich in alle Ritzen setzt und vermutlich den Insekten und Spinnen zusetzt, am Rückgang unseres Hausrotschwänzchens schuld sein?

Während mit der Modernisierung unserer Stadt also man-

cherlei Vogelarten an Zahl abnehmen und mit der Zeit ganz verschwinden werden, wissen sich einige wenige allen Verhältnissen überraschend gut anzupassen. Dazu gehört in erster Linie der bekannte *Hausspatz*. Obwohl er von Natur aus kein Felsenbewohner, sondern eigentlich ein Steppenvogel ist, der sich in erster Linie mit dem Getreidebau in unserm Lande ausgebreitet hat, folgte er als Nutznießer der unverdauten Haferreste in den Pferdeäpfeln den Verkehrswegen bis in das Innere der Städte. Seine Anpassungsfähigkeit ließ ihn andere Futterquellen finden, als der Benzinmotor das Pferd allmählich verdrängte. Vorübergehend konnte man sogar beobachten, wie die findigen Sperlinge selbst die «Benzinrösser» als Nahrungsquelle auszunützen wußten. Sie hatten rasch entdeckt, daß sich im Kühlergitter der damaligen Autos eine Menge betäubter oder toter Insekten angesammelt hatte, die sie gewandt herauspikten, indem sie sich am Kühlergitter wie die Madenhacker am afrikanischen Großwild festklammerten. Obwohl die heutigen Autotypen keine solche Ausbeute mehr liefern, findet unser Spatz immer noch genügend zu fressen. Er profitiert in erster Linie von der sorglosen Einstellung des Städters im heutigen Wohlfahrtsstaat, der Brot und andere Speisereste in verschwenderischer Fülle wegwirft oder auch absichtlich die Vögel damit füttert.

Die gleiche menschliche Gewohnheit hat einen weiteren echten Stadtvogel, die *verwilderte Haustaube*, zur Plage werden lassen. Sind unsere übrigen Stadtvögel Kinder der freien Natur, die ohne unsere Absicht zu «Mitbürgern» wurden, so sind unsere Stadtauben die verwilderten Nachkommen der als Hausgeflügel gehaltenen Haustaube. Diese selbst ist ein Abkömmling der Felsentaube der Mittelmeerländer und der Atlantikküsten. Die in neuester Zeit eingetretene ganz ungewöhnlich starke Vermehrung erscheint darum bemerkenswert, weil mit dem Verschwinden der alten Gebäude sicher auch viele Brutstellen für die Tauben verlorengegangen sind. Dafür hat sich die Ernährungslage sehr günstig entwickelt. Solange der Mensch selbst gezwungen war, mit seinen Lebensmitteln hauszuhalten und die Verschwendung von Nahrung — ganz besonders von Getreide und Brot — als eigent-

liche Sünde galt, waren die herrenlosen Tauben nur durch «Feldern» in der Umgebung der Stadt in der Lage, den Nahrungsbedarf für sich und ihre Brut zu beschaffen. Damals waren Habicht und Wanderfalk noch weit verbreitete Raubvögel, die die feldernden Tauben dezimierten. Außerdem war die Brutmöglichkeit der Tauben auf die kurze Zeit des Jahres beschränkt, wo reichlich Sämereien zur Verfügung standen. Manche Brut mag auch den damals noch häufigen Hausmardern und räuberischen Ratten zum Opfer gefallen sein. Heute, wo die Stadttauben eine Unmenge Abfälle auf Schulhöfen und Straßen finden und von Tierfreunden oft im Übermaß gefüttert werden, sind sie nicht mehr zu gefährlichen Ausflügen gezwungen und bekommen Sommer und Winter so reichlich zu fressen, daß sie jahraus jahrein, selbst mitten im Winter, brüten können und so eine unnatürlich große Nachkommenschaft aufbringen. Es ist also weitgehend der «tierfreundliche» Mensch, der das biologische Gleichgewicht so sehr stört, daß man in unsern Städten ganz allgemein von einer «Taubenplage» spricht, zu deren Bekämpfung die Polizei aufgebeten werden muß. Denn unter der zersetzenden Wirkung des Taubenkotes leiden vor allem Kunstdenkmäler, aber auch den Hausbesitzern erwachsen daraus vermehrte Reparaturkosten an Fassaden und Dachrinnen. Beschmutzte Kleider, Geruchbelästigung und Ruhestörung durch das unaufhörliche Gurren der verliebten Tauber rufen weitere Klagen hervor, und der Hygieniker hat Bedenken, weil ein beträchtlicher Prozentsatz unserer Tauben mit dem Ornithose-Virus infiziert ist, das auch für den Menschen gefährlich werden kann, indem es eine früher als «Papageienkrankheit» bezeichnete ernste Lungenentzündung erzeugt. Für die verantwortlichen Organe der Polizei ist es gar nicht einfach, Methoden zur Dezimierung des Taubenbestandes zu finden, die gleichzeitig human und wirksam, dabei nicht zu teuer und zeitraubend sind und beim Publikum kein Aufsehen erregen. Solange es nicht gelingt, die «Tierfreunde», die mit ihrer sinnlosen vermeintlichen Fürsorge die Hauptschuld an der ungesunden Massenvermehrung der Tauben tragen, zu vernünftigem Maßhalten zu erziehen, ist eine Dezimierung

durch Abschluß nicht zu vermeiden. Wie sehr sich die Stadttauben an die regelmäßige Fütterung gewöhnt haben, ist in verschiedenen Anlagen zu beobachten, wo sie die Futterpausen auf den Bäumen zubringen, wobei sie hauptsächlich dicke waagerechte Äste als Ruhestätte benützen. Das ist eine ganz erstaunliche Umstellung im Verhalten; schreibt doch noch 1959 ein bekannter Ornithologe und Schulbuchverfasser: «Die Abneigung der Haustaube, sich auf Bäume zu setzen, ist ein Erbe der Felsentaube. Sie wählt immer Steine als Ruheplatz.» Bei uns findet man jahraus jahrein auf Bäumen rastende Haustauben in der Elisabethenanlage, Elisabethenschanze, Steinenschanze, im Zoologischen Garten und wohl noch an weiteren Stellen.

Im Anschluß an unsere eigentlichen Gebäudebewohner seien beiläufig noch die Bachstelzen erwähnt, die immerhin recht oft auf Balken und in Nischen von allerhand menschlichen Bauten nisten. Während die *Weißer Bachstelze* vielleicht noch in einzelnen Paaren im Stadtgebiet, besonders in Rheinnähe, brüten mag, ist die hübsche, besonders zierliche und langschwänzige *Bergstelze* mit der gelben Unterseite leider ihrem langjährigen Brutplatz im Zolli untreu geworden. Da dieser muntere, ewig schwanzwippende Vogel die Nahrung fast ausschließlich aus dem Birsig holte, hängt sein Verschwinden wohl mit der starken Verschmutzung dieses Fließchens zusammen.

Gehen wir nun zu den Vogelarten über, die von Busch und Baum abhängig sind und also Gärten und Anlagen der Stadt besiedeln. Als mit dem Wachstum der Städte die alten Mauern fielen und das ganze Befestigungssystem in breite Grüngürtel umgestaltet wurde, konnte in dieses neue Landschaftselement der Stadt mancherlei Federvolk aus den umgebenden Wäldern und Feldgehölzen einwandern, besonders, als in den Außenquartieren herrschaftliche Villen mit großen, stillen Gärten entstanden. Diese, sowie die so vielseitig bepflanzten Friedhöfe, waren für viele Vogelarten als Brutgebiete noch besser geeignet als die eigentlichen öffentlichen Anlagen mit ihren vielen Störungen durch Spaziergänger, spielende Kinder, streunende Hunde und Katzen und

allzu sorgsam pflegende Gärtner. Die Auswahl an Vogelarten aus der Umgebung, die die neu entstandenen Grünflächen der Stadt besiedelten, wurde durch verschiedene Faktoren bestimmt. Es mußte einmal genügend Nahrung vorhanden sein, dann aber auch geeignete Nistmöglichkeit. Neben diesen äußeren Gegebenheiten oder ökologischen Faktoren spielte aber auch ein im Vogel selbst liegender psychologischer Faktor eine entscheidende Rolle: die Anpassungsfähigkeit an Lärm und menschliches Getriebe. So bildet die «Verstädterung» oder «Urbanisierung» der verschiedenen Arten für die Ornithologen ein um so vielseitigeres Problem, als sich die Verhältnisse *einer* Stadt keineswegs auf andere übertragen lassen. Zweifellos ist bei der Verstädterung die Tradition von ausschlaggebender Bedeutung. Hat einmal ein Vogelpaar mehr oder weniger zufällig die Stadt besiedelt und mit Erfolg gebrütet, so werden seine Nachkommen die ihnen von Jugend auf vertraute Umgebung ganz natürlich als angestammten Lebensraum wählen, und so ist — wenn die ökologischen Verhältnisse günstig sind — eine typische Stadtpopulation entstanden.

Bei den Vogelkennern des 19. Jahrhunderts erregte es größte Verwunderung, wie aus der scheuen, waldbewohnenden Amsel der vertraute Stadtvogel entstand, ein Vorgang, der sich allerdings über einen größeren Zeitraum erstreckte. So ist im ehemaligen Ostpreußen die Amsel erst 1933 in Königsberg eingewandert. In Basel gehört die *Amsel* zu den wenigen Stadtvögeln, die in ihrem Bestande in den letzten Jahren nicht zurückgegangen sind. Ganz anders verlief die Entwicklung bei der zweiten Drosselart, der kleineren *Singdrossel*. Dieser oberseits braune, auf der gelblichweißen Unterseite mit schwarzen Punkten gezierte Sänger ließ zwischen 1930 und 1940 in verschiedenen größeren Anlagen seine meist dreimal wiederholten klangvollen Liedmotive von den hohen Baumwipfeln herunter erschallen und baute sein Nest niedrig in dichtem Buschwerk oder im Efeugerank alter Baumstämme. So stellte Dr. Noll ihre «Einwanderung» anfangs der dreißiger Jahre fest. H. E. Riggenbach dagegen betont, daß sie schon 1913 in Privat-

gärten des St. Albanquartiers brütete und dort in den zwanziger Jahren sich stark vermehrte. Wie erklärt sich dieser scheinbare Widerspruch, und wie kam es, daß dieser beliebte Sänger nach so erfreulicher Zunahme wieder vollständig aus der Stadt verschwunden ist? Da der Rückgang so mancher anderer Parkvögel unserer Stadt auf die gleichen Ursachen zurückzuführen ist, seien die Verhältnisse am «Schulbeispiel» der Singdrossel eingehender besprochen. In ihrem Naturell ist die Singdrossel stärker Waldvogel als die Amsel, d. h. sie zieht das Waldesinnere und den unmittelbar angrenzenden Waldrand den größeren freien Flächen vor. Die stillen lauschigen Winkel nicht allzu peinlich gepflegter großer Herrschaftsgärten mit dichten Buschpartien und großen Bäumen sagten ihr sicher besser zu als die lockerer bewachsenen und viel begangenen öffentlichen Anlagen. So kam es wohl tatsächlich in den dreißiger Jahren zu einer «Einwanderung» in unsere öffentlichen Grünflächen, während unsere Singdrossel schon jahrzehntelang sozusagen incognito die oft mehr oder weniger versteckten Privatparks besiedelt hatte. Ob die Auswanderung in die Anlagen einfach infolge der Vermehrung in den Herrschaftsgärten stattfand oder vielleicht dadurch erzwungen wurde, daß in der damaligen Wirtschaftskrise verschiedene dieser Privatparks aufgegeben und überbaut wurden, bleibe dahingestellt. Daß die Singdrossel in der Nachkriegszeit sich aus dem Stadtgebiet völlig zurückzog, ist nicht erstaunlich, wenn wir die neue Entwicklung unserer Grünareale in Betracht ziehen. Mehr und mehr der alten Patrizierhäuser sind mit ihren stillen und etwas verwilderten Gärten und Parks verschwunden. Die Parkflächen wurden zum Teil überbaut, zum Teil in gepflegte Anlagen umgewandelt. Aber auch die öffentlichen Anlagen haben Wandlungen durchgemacht. Lange Zeit bewahrten sie den Stil der Zeit ihrer Entstehung, wo man die Romantik verschlungener Wege in dichtem, geheimnisvollem Buschwerk schätzte. Heute belächeln wir die damalige Vorliebe für künstlich angelegte Eremitagen mit kühlen Grotten, verschwiegenen Geisblattlauben und lauschigen Bänklein im verwachsenen Gebüsch. Die heutige Gartenarchitektur bevorzugt weitere

Perspektiven und offenere Flächen. Die nach solchen Prinzipien angelegten Parks sind jedoch für viele ursprünglich aus dem Wald stammende Vogelarten wenig geeignet, und das Verschwinden der Singdrossel sowie des *Gartenspötters*, der ebenfalls von jeher nur spärlich vertreten war, ist ebenso verständlich wie die starke Abnahme der *Mönchsgrasmücke* und des *Weidenlaubsängers*, der nach seinem monotonen Gesang auch als Zilpzalp bezeichnet wird. Die Amsel hingegen hat sich mit den neuen Verhältnissen sehr gut abgefunden. Sie ist in der Nistplatzwahl so vielseitig, daß sie stets einen Ausweg zu finden weiß, und der kurzgrasige Rasen bietet ihr zum Nahrungserwerb günstige Bedingungen. Auch der *Star* als Höhlenbrüter sowie die großen *Ringeltauben*, einige *Elster-* und *Rabenkrähenpaare*, die alle im Geäst der Bäume nisten, konnten ihren Bestand halten oder sogar vergrößern. Erfreulich gut findet sich auch der in der Nistplatzwahl äußerst vielseitige *Gartenrotschwanz* besonders in den Außenquartieren zurecht und erfreut so manchen Vogelfreund mit seinem überraschend bunten Gefieder, hübschen Liedchen und zutraulichen Gehaben. Wenn der in der Nistplatzwahl eher noch vielseitigere *Graue Fliegenschnäpper* in den letzten Jahren trotzdem recht spärlich war, so mag das seiner Spezialisierung in der Ernährung auf fliegende Insekten zuzuschreiben sein. Größere Schwankungen im Zusammenhang mit den sommerlichen Wetterverhältnissen sind in seinem Bestande von jeher festzustellen. Ob sein Rückgang im Stadtinnern mit einer Verarmung der Insektenwelt zusammenhängt, ist nicht leicht zu entscheiden, solange nicht entsprechende entomologische Feststellungen vorliegen.

Quantitative Angaben über das Insektenleben im Stadtinnern wären auch sehr erwünscht zur Deutung des geringen Bruterfolges vieler Meisenpaare in der Stadt. Die von der Ornithologischen Gesellschaft in Zusammenarbeit mit der Stadtgärtnerei in den Anlagen aufgehängten Nistkästchen bieten unsern *Kohl-* und *Blaumeisen* gute Brutgelegenheiten. Trotzdem nimmt die Zahl der Meisen mindestens in den Anlagen der Innenstadt ab, und von beiden Arten werden vielfach schlechte Brutergebnisse gemeldet: Absterben zahlreicher Jungvögel

im Nest oder Ausfliegen von kaum recht flugfähigen Schwächlingen, die meist rasch ein Opfer von Katzen werden. Es wurde auch von Zoologen festgestellt, daß die wulstigen Schnabelränder der Nestlinge, die den Eltern im Dämmerlicht der Nisthöhle den Weg zum hungrigen Rachen ihres Kindes weisen, nicht das leuchtende Gelb aufweisen, wie es den außerhalb der Stadt erbrüteten Jungen eigen ist. Alle diese Erscheinungen deuten darauf hin, daß das natürliche Futterangebot im Stadttinnern offenbar qualitativ und quantitativ ungenügend ist zur Aufzucht einer größeren Zahl von Jungen. Der in der Biologie bewanderte Ornithologe muß sich fragen, wie eine solche Disharmonie zwischen Nahrungsangebot und Nachkommenzahl auftreten kann, wo sonst in der Natur eine erstaunlich präzise Regulierung zwischen der Zahl der Brutpaare und ihrer Gelegegröße einerseits und dem Nahrungsangebot andererseits besteht, daß es höchstens durch abnorme Witterungsbedingungen vorübergehend zu Störungen in diesem Gleichgewicht kommen kann. Durch das Eingreifen des Menschen — bewußt oder unabsichtlich — ist jedoch auch das scheinbar einen Naturausschnitt darstellende Parkmilieu in der Stadt nicht mehr reine Natur. Wir erkannten ja schon bei dem Problem der verwilderten Haustauben die empfindliche Störung des natürlichen Gleichgewichts durch den Menschen, die in diesem Fall zu einer ungesunden Massenvermehrung der begünstigten Art führt. Bei unsern Meisen liegt der Sachverhalt etwas komplizierter. Sie können im Winter leicht von fetthaltigem Vogelfutter aller Art leben, das ihnen tierfreundliche Menschen darbieten. Dagegen müssen sie zur Jungenaufzucht unbedingt Insekten erbeuten. In freier Natur bilden auch im Winter die in Rindenspalten überwinterten Insekten und Insekteneier einen beträchtlichen Teil der Meisennahrung. Das Nahrungsangebot ist dort sicher im Winter relativ spärlicher als in der warmen Jahreszeit, und die Zahl der Brutpaare reguliert sich je nach der winterlichen Nahrungsmenge so, daß unter normalen Verhältnissen ein guter Bruterfolg gewährleistet ist. Durch die künstliche Fütterung im Winter werden unsere Stadtmeisen gleichsam verlockt, sich anzusie-

deln und eine dem winterlichen Nahrungsüberfluß entsprechende Zahl von Eiern zu legen, so daß dann das natürliche Insektenfutter zur Aufzucht nicht ausreicht. Es werden auch immer wieder Fälle beobachtet, wo die Meiseneltern ihre Brut mit Butter, Käsestückchen und ähnlichem ungeeignetem Futter tatsächlich zu Tode fütterten. Wir sehen aus diesen Beispielen, wie fragwürdig eine übertriebene und besonders bis in die warme Jahreszeit ausgedehnte Fütterung der Vögel in der Stadt ist. Um Tieren wirksam zu helfen, braucht es in der Regel weit mehr Kenntnisse und verstandesmäßige Überlegungen, als so viele rein sentimentale Tierfreunde annehmen.

Die weiteren Meisenarten können kaum zu unsern Stadtvögeln gezählt werden, wenn es auch nicht ausgeschlossen ist, daß vielleicht auch einmal eine *Nonnenmeise* hier brüten mag, oder nach einer *Tannenmeiseninvasion* sich ein Pärchen vorübergehend ansiedelt, wie es vor Jahren im Zoologischen Garten der Fall war.

Weniger beeinflußt durch den Menschen ist anscheinend der *Kleiber* oder die *Spechtmeise*, obwohl auch dieser Vogel ein regelmäßiger Gast an den Futterhäuschen ist. Auch der *Gartenbaumläufer* ist in unsern Anlagen da und dort vertreten, wo er an den Stämmen herumklettert und mit seinem Pinzettenschnäbelchen Insekten aus den feinsten Rindenspalten herauszieht, während in den Kronen der Rottannen an vereinzelt Stellen das *Sommergoldhähnchen*, unser kleinster Vogel mit nur 5 g Gewicht, ein kaum beachtetes Leben führt. Sein hohes feines Gesängelein ist im zunehmenden Straßenverkehrslärm kaum mehr zu hören. Ob der *Zaunkönig*, ein anderer kleiner Wicht, im Stadtgebiet noch vertreten ist, sollte genauer nachgeprüft werden. Sicher ist er, wie auch das *Rotkehlchen*, als Bewohner der unteren Buschregionen aus unsern Parks verschwunden, doch könnten beide Arten in der Gegend des St. Albanteiches noch vorkommen.

Auch über das Brutvorkommen unserer drei in Frage kommenden Spechtarten wären Nachrichten erwünscht. Der *Große Buntspecht* hat noch vor wenigen Jahren im Zoologischen Garten gebrütet, der *Grauspecht* vor etwas längerer Zeit im an-

grenzenden Nachtigallenwäldchen. Auch der *Grünspecht*, der nach außergewöhnlich strengen Wintern allgemein sehr abnimmt, mag früher oder später wieder einmal dort als Brutvogel auftreten. Ganz aus der Stadt verschwunden ist leider auch der *Wendebals*, was insofern nicht verwunderlich ist, als dieser früher so häufige Vogel auch in der weitem Umgebung der Stadt zu einer ausgesprochenen Seltenheit geworden ist. Die Ursachen dieses Rückganges sind völlig rätselhaft. Bei so spärlich vertretenen Arten ist es sehr schwierig festzustellen, ob sie aus der Liste der Stadtvögel gestrichen werden müssen, und nur durch Zusammenarbeit einer größeren Zahl von Beobachtern ließen sich für jedes Jahr genaue Listen der tatsächlichen Brutvögel führen.

Unter den Finkenvögeln stehen wir vor ähnlichen Fragen beim *Kernbeißer* und *Gimpel* oder *Dompfaff*. Beide Arten waren als Brutvögel von jeher nur spärlich und wohl auch unregelmäßig vertreten, während sie auf dem Zug und als Wintergäste in manchen Jahren recht zahlreich erscheinen. Beim Gimpel ist das verschiedentliche Brüten in der Stadt für den Ornithologen überhaupt erstaunlich, da er der näheren Umgebung als Brutvogel fehlt und erst in den Nadelwaldgebieten des höheren Juras und Schwarzwalds auftritt. Die Gartengestalter mit ihrer Vorliebe für malerische Gruppen von Koniferen, die uns mit ihrem dunklen Grün auch im Winter erfreuen, schufen damit unabsichtlich auch Anziehungspunkte für den Gimpel, der mindestens von Zeit zu Zeit verlockt wird, an solchen Stellen zu brüten.

Nur beiläufig erwähnt sei, daß ähnlich sporadisch in der Stadt die *Zaungrasmücke* auftritt, was auch für die weitere Umgebung Basels gilt. Regelmäßiger und in größerer Zahl finden wir diese kleinste Grasmückenart nur im Legföhrengebiet über der Baumgrenze in den Alpen. Der *Hänfling* (Bluthänfling) und der *Distelfink* (Stieglitz) als Liebhaber von Unkrautsämereien sind eher Vögel der Stadtumgebung, wo ihnen Schrebergärten, Gärtnereien, brachliegende Bauplatzareale die Nahrung liefern. Der Distelfink baut sein Nestchen in allen möglichen Bäumen, der Hänfling vorwiegend in Hecken, Büschen und dichten Thujabäumchen. Im engern Stadt-

gebiet war der Distelfink immerhin in den letzten Jahren bei der Heuwaage anzutreffen. Fast oder ganz verschwunden ist der früher in verschiedenen Parkanlagen und besonders auf Friedhöfen nicht seltene *Girlitz*, neben dem Erlenzeisig unser kleinster Finkenvogel. Die Schuld daran trägt wohl die Umgestaltung der ehemaligen Friedhöfe und die Überbauung der Schrebergärten am unmittelbaren Stadtrand, denn es ist anzunehmen, daß von diesen Vermehrungszentren aus die weniger geeigneten Parkareale besiedelt wurden. Wirklich häufig sind im Stadtgebiet nur der *Buchfink* und ganz besonders der *Grünfink*. Dieser ist der zudringliche Fresser an allen Futterstellen und ist überhaupt ein von der menschlichen Wirtschaft sehr geförderter Vogel, der außerhalb der eigentlichen Siedlungen nur in Acker- und Rebgebieten wirklich zahlreich ist. Wie fast alle vom Menschen besonders geförderten Arten macht sich der Grünfink da und dort unbeliebt. In der Stadt werden recht oft die hübschen Krokusgruppen durch Grünfinken zerstört. Da ist der Buchfink ein ganz anderer Geselle. Er ist in Stadt und Dorf zwar ebenfalls häufig, findet sich aber fast in gleicher Zahl auch im Wald fernab vom Kulturland, und wenn er auch von der Winterfütterung profitiert, so hält er sich zumeist an das, was die andern Besucher verstreuen und zu Boden fallen lassen. So ist der Buchfink gegenüber dem Grünfinken auch im Stadtmilieu in seiner Ernährung natürlicher geblieben und zeigt auch nicht die übermäßige Zunahme wie die Arten, die allzusehr vom Menschen und seiner Wirtschaft abhängig geworden sind. Immerhin ist es eine bemerkenswerte Tatsache, daß sein schmetternder Schlag in der Stadt zumeist fast eine Woche früher einsetzt als in den Waldgebieten der Umgebung. Eigenartigerweise haben verschiedene unserer Stadtbuchfinkenweibchen auch einen originellen Ersatz für die Baumflechten gefunden, mit denen sie ihr feingewobenes Nestchen so tarnen, daß es einem Astknorren täuschend ähnlich sieht. Statt der Flechtenstückchen verwenden diese Basler Stadtbuchfinken nun oft die von Sonne und Regen ausgebleichten «Räppli» (Konfetti), um ihr Nest damit fasnächtlich zu maskieren.

Zu diesen 25 sicheren und 17 unsicheren oder verschwundenen Brutvögeln unseres engern Stadtgebietes, die wir besprochen haben, kommen noch zwei Arten, die erst in neuer Zeit nicht nur in unsere Stadt, sondern überhaupt in unser Land eingewandert sind. Da ist einmal die kleine, langschwänzige *Türkentaube* mit ihrem milchkaffeefarbigem Gefieder und dem schwarzen Kräglein am Hinterhals zu nennen. Dieser schon lange auf der östlichen Balkanhalbinsel heimische Vogel wurde von einem eigenartigen Ausbreitungsdrang ergriffen, so daß er 1938 bis in die Tschechoslowakei und Österreich vorgedrungen war und ab 1945 Polen und Deutschland besiedelte. In Basel wurden die ersten Türkentauben 1950 festgestellt, und bald entwickelten sich im Rheinhafengebiet, wo beim Getreideverladen viel Körnernahrung für sie abfiel, und im Zoologischen Garten, wo sie vom Entenfutter profitierten, blühende Kolonien, von wo aus allmählich das ganze Stadtgebiet von ihr «überschwemmt» wurde. Trotz ihres zarten Aussehens hält die Türkentaube auch im Winter bei uns aus, was allerdings nur dadurch möglich ist, daß sie wie die verwilderten Haustauben fast ganz von den reichen Nahrungsquellen zehrt, die ihr der Mensch mit seiner Wirtschaft unabsichtlich oder absichtlich bietet. Daß sich die Türkentaube in so enormer Zahl über die ganze Stadt verbreitete, ist nur dank der reichlichen Fütterung durch das Publikum möglich geworden. Schon lange beklagen sich zahlreiche Leute über die Ruhestörung durch das anhaltende Rufen der Türkentauber, die ihr monotones «Gu-gúh-gu» von Baumkronen, Dachfirsten und Fernsehantennen zum Leidwesen nervöser Anwohner fast zu jeder Jahreszeit ertönen lassen.

Erst 1964 ist Basel um einen weiteren Stadtvogel bereichert worden, der ebenfalls für unser Land einen Neubürger darstellt: die *Saatkrähe*. Dieser Vogel sieht, zumal im Jugendkleid, in der Größe und schwarzen Färbung unserer gewöhnlichen Rabenkrähe täuschend ähnlich. Daß der Schnabel schlanker, der Metallglanz des Gefieders etwas intensiver und das Schwanzende stärker gerundet ist, wird nur dem Kenner auffallen. Die mehrjährigen Saatkrähen sind hin-

gegen an der kahlen, grauweißen Haut um den Schnabelansatz sehr leicht zu erkennen. Im Leben unterscheiden sich die beiden Krähen aber grundlegend. Die Saatkrähe ist viel weniger räuberisch und kann als Vertilgerin von Engerlingen und Drahtwürmern sogar recht nützlich werden, zumal sie als Koloniebrüter in Scharen die von den Schädlingen befallenen Äcker besucht und sie systematisch davon befreit. In der Stadt wurde sie allerdings nicht gerade freundlich empfangen, weil sie im Gegensatz zur Rabenkrähe, die sich als Einzelbrüter beim Nest sehr heimlich verhält, schon beim Nestbau einen Höllenspektakel vollführt. Bei aller Geselligkeit, die den Saatkrähen ein Lebensbedürfnis ist, wahrt doch auf dem Nest selbst jedes Paar streng seine Intimsphäre und reklamiert mit lautem Krächzen, wenn ein Artgenosse nur eben vorbeifliegt. Tatsächlich hat es jeder Nestbesitzer nötig, sein Eigentum gegenüber den Nachbarn zu verteidigen, denn das Stibitzen von Nistmaterial aus fremden Nestern ist bei den Saatkrähen ein ganz besonders beliebter Sport, der stets zu neuen Auseinandersetzungen mit Lärm in allen Tonlagen führt. So ist es nicht erstaunlich, daß die seltenen schwarzbefrackten Gäste nicht von einer Delegation der Regierung begrüßt wurden, sondern von einem Feuerwehr- und Polizeiaufgebot, als sie sich auf den Bäumen vor dem Schwesternhaus des Bürgerspitals im Frühjahr 1964 niederzulassen suchten. Nur ein abseits liegender Horst wurde geschont. Ein ähnlich ungastlicher Empfang wurde 1965 einer kleinen Kolonie in der Socinstraße bereitet. Im gleichen Jahr erfolgte eine Ansiedlung in der Dreirosenanlage. Daß die Saatkrähe bei ihren Koloniegründungen so sehr die Stadt bevorzugt, hängt sicher damit zusammen, daß die überwinterten Saatkrähen seit Jahren hier gastliche Aufnahme fanden und reichlich gefüttert wurden. So wies Dr. Noll im «Basler Jahrbuch»-Artikel schon 1940 auf die Möglichkeit eines späteren Ansiedlungsversuches hin, nachdem er den verzögerten Wegzug der Winterkrähen und ihr Spiel mit Zweiglein als Andeutung des erwachenden Nestbautriebes feststellen konnte.

Wenn die Einwanderung der Türkentaube und der Saat-

krähe unsrer Bevölkerung nicht eitel Freude bereitete, ist es um so bedauerlicher, daß ein weiterer Vogel, der eine sehr erwünschte Bereicherung der Stadtvogelfauna bedeuten würde, bisher ferngeblieben ist. Es ist das der *Alpensegler*, ein beträchtlich größerer und mit seinem oberseits braunen, unterseits bis auf ein braunes Brustband reinweißen Federkleid recht ansprechend gefärbter Verwandter unseres Mauerseglers. Auch seine melodische Trillerstrophe tönt angenehmer als die schrillen Rufe seines düster gekleideten Verwandten. Ebenso wenig wie bei allen andern Insektenjägern besteht bei ihm die Gefahr, daß er durch törichte Futterdarbietung zu einer Massenvermehrung geführt würde, so daß man sich nur freuen könnte, wenn Basel, wie z. B. Zürich, Bern, Solothurn, Langenthal, Sursee und so manche andere Schweizer Ortschaft, eine Alpenseglerkolonie zu eigen hätte. Sein Fehlen ist tatsächlich erstaunlich, hat doch unsere Schwesterstadt Freiburg i. Br. seit einigen Jahren einige Alpenseglerpaare am Münster, wo dieser Vogel zum erstenmal in Deutschland brütete. Da einer der Einwanderer beringt war, ließ sich feststellen, daß er aus der Kolonie von Solothurn stammte. Basel wurde also bei der Ausbreitung übersprungen. Hoffen wir, daß diese Lücke im Verbreitungsgebiet des Alpenseglers vielleicht in den kommenden Jahren doch noch geschlossen wird. Es ist allerdings bei der heutigen Tendenz, alle alten Häuser abzureißen und durch moderne Betonklötze zu ersetzen, zu befürchten, daß die Ansiedlung infolge Nistplatzmangels immer schwieriger wird.

Dies führt uns zum Schluß auf einige «Zukunftsgedanken». Wenn wir zurückblicken und die Listen von Noll und Rigenbach mit den heutigen Verhältnissen vergleichen, so läßt sich eine bedenkliche Verarmung unserer Vogelwelt in der Stadt und in geringerem Grade leider auch in der Umgebung nicht leugnen. Daß einige wenige Arten sich ungemessen vermehren, macht die Sachlage keineswegs erfreulicher. Die Gründe für den Rückgang oder das Verschwinden so mancher sympathischer gefiederter Mitbürger haben wir ausführlich dargelegt. Es wäre eine Utopie, anzunehmen, daß diese Entwicklung abgeschlossen sei. Darum stellt sich der Vogel-

freund die Frage, ob der weitere Rückgang unserer Stadtvögel wirklich so unabänderlich sein muß. Ich bin überzeugt, daß dem nicht so ist. Sicher wäre es möglich, auch bei unsern modernen Bauten da und dort Nistmöglichkeiten für unsere Gebäudebrüter zu schaffen. Zwei vorbildliche Aktionen dieser Art sind mir aus Zürich und Bern bekannt: Dort wurden bei der Renovation des Großmünsters eigens geeignete Brutnischen für die Dohlen geschaffen, die früher in alten Gerüstnischen nisteten. Und in Bern legte man beim Bau der Lorraine-Brücke Nistmöglichkeiten für Alpensegler an, die auch erfreulich angenommen wurden. Hoffen wir, daß solche tatkräftigen Vogelschutzmaßnahmen nicht vereinzelte Ausnahmen bleiben, sondern zur Regel werden!

Bewußt und mit Überlegung geschaffene Niststellen haben den Vorteil, daß man leicht eine gewisse Kontrolle ausüben kann und daß mancherlei lästige Störungen vermieden werden können. Bei der heutigen «Wohnungsnot» sind die Vögel gezwungen, an allen möglichen — oder besser unmöglichen — Orten sich einzumieten. Wie oft verzichten tierfreundliche Leute auf den Gebrauch von Storen oder Rollläden, den Rotschwänzchen zuliebe, die sich diese Einrichtung zum Brutort auserkoren haben. Hätte der Architekt bewußt bessere Niststellen geschaffen, so brauchten die Tierfreunde kein solches Opfer zu bringen. Es sollte meines Erachtens eine kleine fachmännische Publikation über die Erfahrungen mit geeigneten Bruthilfen für unsere Vögel als Leitfaden für Architekten und Baumeister geschaffen werden, zum Nutzen für unsere Vogelwelt, aber auch zur Freude von Tier- und Naturfreunden, die in der Stadt so oft den Kontakt mit dem Naturleben schmerzlich vermissen. Wenn im Verlaufe dieser Arbeit immer wieder auf das törichte Füttern der Tauben hingewiesen wurde, so zeigt sich darin doch deutlich das menschliche Bedürfnis, mit dem Tierleben in Beziehung zu bleiben und die Fäden, die uns mit der Natur verbinden, auch im öden Stadtleben nicht abreißen zu lassen. So ist es wohl kaum eine Überspanntheit, wenn man es als eine Aufgabe des Architekten ansieht, bei seinen Werken neben den ästhetischen Gesichtspunkten und der Sorge

um den nötigen Komfort der Bewohner auch dieser Seite der menschlichen Natur gerecht zu werden. Gewiß ließen sich bei den heutigen technischen Möglichkeiten beim Bauen noch zahlreiche für die Erhaltung einer mannigfaltigen Natur wirksame Möglichkeiten finden. So wären eine möglichst große Anzahl von Dachgärten eine bescheidene Kompensation für manche geopfert Grünfläche. Einen Beitrag zur Bereicherung unsrer Stadtvogelwelt, den wir nicht vergessen wollen, hat auch unser Zolli geleistet. Seit einigen Jahren beherbergt er frei fliegende Stockenten, die oft die Stadt überfliegen und auch schon fremde Entenarten in den Zoologischen Garten gelockt haben. Da unsere kleinen städtischen Grünflächen nicht so großzügige Weiheranlagen erlauben, wie wir sie etwa in Frankfurt und andern Großstädten antreffen, konnten sich diese Enten leider nicht weiter in der Stadt ansiedeln. Das gleiche gilt von den frei fliegenden Fisch- oder Graureihern, die oft die Stadt in wuchtigem Fluge überqueren, um sich am Rheinufer niederzulassen. So kann der Fischreihler, ebenso wie die Stockente, wenigstens halbwegs zu den Stadtvögeln gezählt werden. Vielleicht wird über kurz oder lang auch einmal ein Paar der im Winter so zahlreichen Höckerschwäne am Rhein in der Stadt nisten und damit sicher den größten Stadtvogel darstellen.

Ich möchte hoffen, daß die vorangegangenen Ausführungen den einen oder andern Leser anregen, der Vogelwelt seines Wohngebietes die Aufmerksamkeit zu schenken, die nötig ist, um die vielen noch bestehenden Unsicherheiten und Lücken allmählich zu beheben, und daß auch der Gedanke einer konstruktiven Hilfe für unsere durch die moderne Bauweise bedrängten Gebäudebrüter da und dort bei den maßgebenden Kreisen Beachtung finden möge, zum Wohl unserer Vogelwelt, aber auch zur erholsamen Freude der so zahlreichen Städter, die sich nach echtem Kontakt mit der Natur an Wohn- und Arbeitsstätte sehnen.